

KARIKATUR DER WOCHE



Blinde Wachheit – über den Zorn von «Woke»

Der Feind meines Feindes ist mein Freund: Darum geht die «Cancel»-Kultur lieber auf aufgeklärte Liberale denn auf bornierte Rechte los. Gastkommentar von Hans Christoph Buch

Zur «Woke»- und «Cancel»-Kultur ist, so scheint es, alles gesagt, und jedes weitere Wort bringt das Fass zum Überlaufen. Aber noch haben, frei nach Karl Valentin, nicht alle alles gesagt. So frage ich mich, warum die Verbreiter und Verbreiterinnen politisch korrekter Sprachregelungen es darauf anlegen, potenzielle Verbündete zu vergraulen, statt ihre erklärten Gegner auf der anderen Seite der Barrikade zu attackieren – von Björn Höcke und Alice Weidel bis zu Éric Zemmour und Marine Le Pen, um nur diese Namen zu nennen. Das ist kein blosser Zufall: Der gerechte Zorn der «Woke»-Aktivistinnen gilt eher ihnen nahestehenden Linksliberalen oder Grünen als dem Rassemblement national oder der AfD, und dahinter steckt eine Art Gesetzmässigkeit, die sich so auf den Punkt bringen lässt: Der Feind meines Feindes ist mein Freund – Hauptfeind aber ist stets die eigene Partei.

Haupt- und Nebenfeinde

Bekanntlich unterschied Mao Zedong zwischen Haupt- und Nebenfeinden, doch das Dilemma ist älteren Datums: von den frühen Christen, die nicht die römischen Besatzer und Zerstörer des jüdischen Tempels, sondern Pharisäer und Sadduzäer bekämpften, bis zur Inquisition, die nicht Ungläubige, sondern Glaubensschwester und -brüder zu Tode folterte. Und weiter zu Stalin, der seine eigene Partei permanenten Säuberungen unterzog. Schon Marx und Lenin hatten Anarchisten und Sozialrevolutionäre zu Hauptfeinden erklärt, so wie im Islam Sunniten und Schiiten sich seit je bis aufs Messer bekriegen – Libanon und Jemen sind Beispiele dafür.

Man könnte von der Ungleichheit des Ähnlichen sprechen, bei der Trennendes die ursprünglich vorhandene Gemeinsamkeit verdrängt: Religiöse Dogmen und ideologische Differenzen nähren so Aggressionen, die mit Feuer und Schwert aus-

getragen werden – oder mit Panzern und Artillerie wie einst zwischen China und Russland am Ussuri oder heute, mit Putin als Rächer, in der Ostukraine.

Was hat das mit aktuellen Debatten über Gender-Gerechtigkeit und Political Correctness zu tun? Sehr viel. Es genügt, an die Harry-Potter-Erfinderin J. K. Rowling zu erinnern, die vom gefeierten Literaturstar zur Unperson wurde, weil sie die Neuregelung, verurteilte Sexualstraftäter zwischen Männer- und Frauengefängnissen wählen zu lassen, ironisch so kommentierte: «Die Person mit Penis, die dich vergewaltigt hat, war eine Frau.» Nach eigenem Bekunden erhielt sie so viele Drohbriefe und Hass-Mails, dass sie ihr Haus damit hätte tapezieren können. Die Feministin Kathleen Stock wiederum, die, mit einer Frau verheiratet, an der University of Sussex lehrt, verursachte einen Shitstorm mit der lapidaren Aussage, das Geschlecht sei primär biologisch, erst in zweiter Linie kulturell bedingt. Von Kollegen gemieden und von Studierenden gemobbt, die sie als Sexistin an den Pranger stellten, kam sie durch Kündigung einer Entlassung zuvor.

So viel zur Gender-Gerechtigkeit, deren Kollateralschäden schon jetzt unübersehbar sind. Derselbe Geist der Intoleranz feuert postkoloniale Debatten an, die dem oder den anderen ungeprüft Rassismus unterstellen: Diesmal aber ist mit den «anderen» nicht die Dritte Welt gemeint, die politisch korrekt globaler Süden heisst, sondern expressionistische Maler, die sich für Kunst aus Afrika und Ozeanien begeisterten.

Abzulesen an einer derzeit in Berlin gezeigten Ausstellung von Brücke-Künstlern wie Nolde und Ernst Ludwig Kirchner, deren Suche nach neuen Wegen unter Ideologieverdacht steht: Weil sie den Kolonisierten Artefakte und künstlerische Verfahren «stählen», werden sie zu kolonialen Ausbeutern erklärt – so, als sei die Aufwertung «primitiver» Kulturen keine Absage an den deutschen und europäischen Imperialismus gewesen.

«Mit bestem Wissen sucht der weisse Mann den Kult und das Selbstbewusstsein der Urmenschen zu untergraben», merkt Emil Nolde im März 1914, lange bevor er sich den Nazis andiente, in einem Brief aus Neuguinea dazu an. «Der Missionar stirbt den Märtyrertod, und dann kommen die Soldaten mit scheinbarem Recht, ihn zu rächen.» Wenn das Kolonialpropaganda ist, ergibt der Begriff keinen Sinn. Passend hierzu wurden die ausgestellten Gemälde nachträglich umbenannt, um anstössige Wörter wie «Eingeborener» oder «Insulaner» zu vermeiden. Und die Kuratorinnen werfen Kirchner sexuellen Missbrauch vor, weil ihm eine Afroamerikanerin als Aktmodell diente – #MeToo lässt grüssen!

«Alles schon da gewesen», sagte Rabbi Ben Akiba in Karl Gutzkows gleichnamigem Stück, denn der Paradigmenwechsel vom blutrünstigen Primitiven, der zur Rechtfertigung kolonialer Eroberungen diente, zum edlen Wilden fand bereits im 18. Jahrhundert statt. Es genügt, Diderots «Enzyklopädie» aufzublättern und die Kupferstiche zum Thema Sklavenhandel, Zucker und Kaffee zu betrachten, um

festzustellen, dass und wie die Kolonialherrschaft schon damals, avant la lettre, obsolet wurde.

Voltaire und Rousseau verurteilten den Sklavenhandel, und im Februar 1794 schaffte der Nationalkonvent die Sklaverei offiziell ab. Dass Napoleon sie wieder einführt, steht auf einem anderen Blatt. Doch fast scheint es, als schäme sich Frankreich, Ex-Sklaven Bürgerrechte verliehen zu haben, denn im Überseemuseum von Nantes, einst Zentrum des Kolonialhandels, fehlt jeder Hinweis auf das von Robespierre verfügte Verbot der Sklaverei. Stattdessen wird auf Mahatma Gandhi und Martin Luther King verwiesen – Political Correctness auch hier!

Auf die Tragödie folgt die Farce, und das Ganze ist doppelt absurd, wenn man bedenkt, dass der postkoloniale Diskurs einen rationalen Kern enthält, der ihn anschlussfähig macht für andere Diskurse. Denn es ist unbestritten, dass es strukturellen oder, wie die «Woke»-Leute sagen, «systemischen» Rassismus gibt, der sich durch Aufklärung und guten Willen nicht beseitigen lässt, weil er latent und unbewusst bleibt. Die Stunde der Wahrheit kommt, wenn Muslime in christliche Familien einheiraten – und umgekehrt. Oder wenn, wie in Hollywood-Komödien zu sehen, die blonde Tochter den Mittelklasse-Eltern ihren schwarzen Freund präsentiert.

Merkwürdige Metamorphosen

Es ist leicht, Toleranz zu predigen, solange es sich um ferne Länder oder No-go-Areas entlegener Stadtteile handelt. Ich weiss, wovon ich rede, denn ich habe lange in Haiti gelebt, wo Schwarze und Mulatten (ein in Europa verpöhtes, aber dort geläufiges Wort) in unfriedlicher Koexistenz zusammenleben. Als Weisser war ich aussen vor im haitianischen Klassenkampf, aber die These, in Haiti gebe es keine Rassenvorurteile, erwies sich als Schönfärberei, weil man vor Fremden keine schmutzige Wäsche wäscht.

Mein Grossvater kam Ende des 19. Jahrhunderts als Apotheker nach Haiti und heiratete eine Einheimische. Mein Vater galt in der Nazizeit als rassistisch vorbelastet, und unter Berufung auf die Nürnberger Gesetze untersagte die Botschaft in Port-au-Prince einem deutschen Marineoffizier die Ehe mit seiner Schwester Jeanne. Meine aus Haiti stammenden Cousinen, die nach dem Erdbeben 2010 das Land verliessen, sind milchkaffeebraun, ebenso wie meine Enkel, deren Vater ein afrikanischer Muslim ist.

Wichtiger als biografische Details aber ist die Tatsache, dass die Mehrzahl meiner Bücher die Spätfolgen der Kolonialherrschaft schildern. Kein Wunder, dass das Fallbeil der «Cancel»-Kultur niedersauste, als ich in einer Podiumsdiskussion darlegte, dass das gefürchtete N-Wort im in Haiti gesprochenen Kreolisch nichts Negatives bedeutet, sondern einfach nur Mensch. Ich wurde ausgebuht, und die Veranstalter luden mich aus – ein merkwürdiges Beispiel dafür, dass und wie man ohne sein Zutun vom Kolonialismuskritiker zum Kolonialisten und Rassisten avanciert.

Der Schriftsteller Hans Christoph Buch lebt in Berlin.